

Alles und immer wieder

Bis vor zehn Jahren machte Reto Mächler Kunst, dann wurde er Teilhaber eines geologischen Büros und heute betreibt er eine eigene Firma im Bereich Grafik/Webdesign.

LUCIA A. CAVEGN

Wie ist es dazu gekommen, dass Sie mit der Kunst aufgehört haben?

Reto Mächler: Meine Eltern sagten mir, ich würde Grafiker werden. Ich selber sehe mich als Gestalter, der gerne mit verschiedenen Medien arbeitet. Nach fast zwanzig Jahren Kunstschaffen (1984–2001) befand ich mich an einem Punkt, wo eine Werkphase abgeschlossen war. Ich war immer daran interessiert, gestalterische Möglichkeiten auszuloten und Neues auszuprobieren. Der Nachteil war, dass mein Werk dadurch wenig Wiedererkennbarkeit besass und ich keine Galerievertretung hatte. Zu jener Zeit hatte ich zudem erstmals einen Grafikwettbewerb gewonnen und rutschte so allmählich in meine jetzige Tätigkeit hinein.

Was für ein Wettbewerb war dies?

Fast scheint es eine Ironie des Schicksals: Es ging um das Erscheinungsbild

der Künstlergruppe Winterthur. Bald kamen weitere Aufträge im Bereich Grafik und Webdesign hinzu.

Wie sind Sie zur Kunst gekommen?

Meine erste Ausbildung war eine Hochbauzeichnerlehre. 1980 sah ich im Kunstmuseum Winterthur eine Ausstellung mit «Jungen Wilden». Das war Emotion pur und die Initialzündung. 1983 besuchte ich an der Schule für Gestaltung den Vorkurs und anschliessend die Fachklasse für Werklehrer, obschon ich die (schwierigere) Aufnahmeprüfung für Grafiker abgelegt hatte. Im Vorkurs sog ich den Lehrstoff wie ein trockener Schwamm auf. Danach hatte ich das Gefühl, jetzt fängt für mich die Kunst an. Ab 1984 nahm ich an der jurierten «Zürich-Land»-Ausstellung teil und 1988/89 gewann ich das Kunststipendium des Kantons Zürich.

Warum entschieden Sie sich für die Werklehrausbildung?

Die Kunstklasse gab es damals noch nicht und der Beruf des Werklehrers schien mir als idealer Brotjob neben der Kunst.

Das heisst, Sie haben neben der Kunst immer auch unterrichtet?

Während meiner künstlerischen Tätigkeit arbeitete ich nicht nur als Werk- und Zeichenlehrer, sondern auch als technischer Zeichner und als Teilzeithausmann.

Sie teilten mit Ihrer ehemaligen Frau, Karin Mächler, ja nicht nur die Kinderbetreuung...

Wir waren eine Art Vorzeigepaar, weil wir Familie und Kunst unter einen Hut brachten. Wir hatten zusammen ein Atelier und 1998 wurde uns gemeinsam der Preis der Kulturstiftung Winterthur zugesprochen. Man sprach von den «Mächlers». Die private Trennung war mitunter ein Grund für die berufliche Neuorientierung.

1998 wurden Sie Mitbegründer eines geologischen Büros. War dies nicht ein abrupter Bruch?

Nur scheinbar. Bei der Magma AG in Zürich war ich für die visuelle Kom-

munikation zuständig. Nebenher baute ich ab 2001 meine eigene Firma «maechlergrafik web design» auf. 2009 verkaufte ich meine Anteile an der Magma AG, um mich ganz auf mein eigenes Geschäft zu konzentrieren.

Nochmals zur Kunst zurück. Was für ein Künstler waren Sie?

Ich hatte einmal eine Ausstellung, deren Titel lautete: «Alles und immer wieder». Ich zeichnete, malte, baute Objekte und Installationen und machte Musik.

Auch Musik?

Ja, wobei ich dies nie an die grosse Glocke hängte. Die Gestaltungsgrundsätze sind vielfach die gleichen: Es geht um Spannungsaufbau, Kontraste und die Hervorrufung von Emotionen. Meine letzten Arbeiten, die im Atelier entstanden, waren Musikcollagen, zu denen ich kurze Clips drehte. Die Digitalisierung der Medien kam mir sehr entgegen. Heute braucht man nur noch ein Gerät, um Text, Bild, Ton und Film zu bearbeiten.

Welches war die letzte Ausstellung, an der Sie teilgenommen haben?

Das war eine Gruppenausstellung in der «kunst.bar.galerie» der Werkhalle (heute Oxyd) im Jahr 2000. Ich zeigte damals ein grosses fotorealistisches Gemälde. Mehr in Erinnerung geblieben sind vielleicht meine schwarz-weißen Glaszeichnungen.

Wurden Sie auf Ihre Kunst angesprochen, als Sie bereits damit aufgehört hatten?

Selten. Am ehesten von Künstlerkollegen. Als Person wird man allerdings anders wahrgenommen: Als Künstler hat man einen «Exotenzbonus», als angewandter Gestalter nicht. Die Herausforderung als Gestalter ist für mich heute aber grösser, da ich immer auch einem Kunden verpflichtet bin. Als Künstler konnte ich mich auch mal hinter meinem Werk verstecken.

Reut es Sie, mit der Kunst aufgehört zu haben?

Nein. Ich finde meinen jetzigen Beruf sehr spannend. Wenn man für Kunden arbeitet, muss man viel konkreter vorgehen, klare Entscheidungen fällen und extrem strukturiert arbeiten. Das gefällt mir, obwohl der intuitiv entscheidende Künstler immer mal wieder «durchschimmert». Es würde mich jedoch auch reizen, irgendwann wieder ein unabhängiges Projekt zu starten und dies in die Öffentlichkeit zu tragen.

Das heisst, die Kunst ist nicht definitiv an den Nagel gehängt?

Alles ist möglich (lacht). Noch bin ich Mitglied der Künstlergruppe Winterthur...

www.retomaechler.ch

WAS MACHEN SIE EIGENTLICH?

Künstler tauchen auf – sie verzaubern mit ihren Werken in Ausstellungsräumen oder im öffentlichen Raum unser Leben – dann verschwinden sie wieder von der Bildfläche – zumindest von der lokalen. Was ist aus ihnen geworden, seit sie hier zum letzten Mal an die Öffentlichkeit getreten sind? Wie haben sie ihr Werk weitergetrieben – oder auch ihr Leben weitergelebt? Machen sie überhaupt noch Kunst oder etwas ganz anderes? Wir haben sie aufgespürt, die Kunstschaffenden, und sie schlicht gefragt – «Was machen Sie eigentlich?». Die Antworten fallen so unterschiedlich, farbig und spannend aus wie die Werke, mit denen sie uns einst berührt haben – oder immer noch berühren. (cp)



«Als Künstler konnte ich mich schon mal hinter einem Werk verstecken»: Reto Mächler vor einer seiner Glaszeichnungen. Bild: Marc Dahinden

Wandbilder auf Wanderschaft

Einst schmückten sie die Kantine des Sulzer-Wohlfahrtshauses in Oberi. «Die beiden Wandbilder werden zu reden geben», sagte Heinrich Bruppacher 1962 über die zwei Riesenformate des Winterthurer Malers Robert Wehrli (1903–1964): «Ihre künstlerische Potenz wird sich je länger, je mehr entfalten können.» Künstlerische Grösse muss man heute aber in China suchen. Denn niemand will die Wandbilder hier haben. Sie passen auch nirgends mehr hin – nach dem Abbruch des Wohlfahrtshauses landeten die Bilder im Lagerhaus, zerlegt in einzelne Stücke. Nun soll das 200-Quadratmeter-Werk der chinesischen Bevölkerung geschenkt werden. «The China Project» sucht dafür Ausstellungsorte in Peking, Changsha, Liuyang. Noch fehlt das Geld für den Transport. Aber die Chinesen sind sehr Wehrli-interessiert. (bu)

www.thechinaproject.net

Von Lippenpfeifen und Zungenpfeifen

Mehr als 6000 Schülerinnen und Schüler lernen an den Schulhauskonzerten die Orgeln der Stadtkirche kennen.

STEFAN BUSZ

Montagmorgen, das ist für Schülerinnen und Schüler nicht unbedingt der glücklichste Tag. Wenn dann noch auf dem Schulprogramm steht: Kirchenbesuch mit Orgelmusik, das macht den Tag auch nicht besonders glücklicher. Klassik kann aber den Montagmorgenblues vertreiben, das zeigt André Bernhard an seinen Schulhauskonzerten. «Was macht eigentlich ein Organist von Montag bis Samstag?», fragt er in die Runde, und der Stadtkirchenorganist Tobias Frankenreiter gibt gleich die Antwort: Er übt. Und da dann ein Organist noch so viele Goldmedaillen an Wettbewerben ge-

wonnen haben (wie Frankenreiter), er muss Tag für Tag an der Orgel sitzen.

Zu viele Noten

Nach dem Präludium die Vorstellung des Instruments. Zuerst ist die Metzler-Orgel im Chor dran, zweimanualig, 16 Register. André Bernhard drückt an den Registern herum, dass gar keine Musik aus der Orgel mehr kommt. Dann zeigt er die Pfeifen. Es gibt solche mit Schlitz und solche ohne, Zungenpfeifen und auch Lippenpfeifen. Aber woher kommt die Luft her? «Wäre der Blasbalg zu klein, würde nur es nur pffft, pffft machen», sagt André Bernhard. Und er hat schon den Ton gefunden, der den Montagmorgen in der Kirche mit Orgel zu einem Vergnügen macht. Applaus von den Schulklassen vom Heiligberg.

Es kommt zu den Gewinnspielen. Wer kann eine Orgelpfeife länger als drei Sekunden spielen? Der Einsatz ist

ein Atemholen, die Belohnung: einmal eine Stunde später in die Schule. Allein, niemand bringt das Kunststück fertig (für Wiederholungstäter ein Tipp: ganz sachte in die Pfeife hineinblasen). Dann fantasiert Tobias

«Wenn der Organist den tiefsten Ton spielt, dann wackelt beim Sigristen der Tisch»

André Bernhard

Frankenreiter auf der kleinen Orgel über das Alli-mini-Äntli-Thema, und er macht so viel Noten, dass niemand mehr die Melodie erkennt. Für die Schülerinnen und die Schüler gilt dann die Einladung, das Lied selber mit den Pedalen zu spielen. Und das gelingt

auch vielen ganz gut, mit ein bisschen Hilfe des Organisten.

Bis dass der Tisch wackelt

Ein paar Hörproben gibt es in dieser Kurzlektion in Sachen Orgel auch noch. Angestimmt wird der tiefste Ton, der aus den Pfeifen kommen kann. Da hat Tobias Frankenreiter schon an die grosse Orgel gewechselt. Ein ungeheures Brummen erfüllt den Raum. «Beim Sigristen der Stadtkirche wackelt jetzt der Tisch», sagt André Bernhard. Aber nicht nur deshalb darf der Ton nicht länger ausgehalten werden. Die Schallwellen könnten Risse in die Mauern reissen.

6000 Schülerinnen und Schüler machen an diesem Orgelparcours mit. Am Donnerstag ist ein grosses Konzert in der Stadtkirche. Und viele freuen sich riesig darauf. Irgendwie ist Schule am Montag doch recht hip.